

# Der Bürger als Soldat

Christian Jansen (Hg.)

Die Militarisierung

europäischer Gesellschaften  
im langen 19. Jahrhundert:  
ein internationaler Vergleich

Frieden und Krieg

Beiträge zur Historischen Friedensforschung

Band 3

Für den Arbeitskreis Historische Friedensforschung

herausgegeben von

Detlef Bald, Jost Dülffer, Andreas Gestrich, Karl Holl, Thomas Kühne,  
Gottfried Niedhart, Wolfram Wette, Benjamin Ziemann

## Literaturbericht

### Kriegserfahrung als Gewalttätigkeit. Perspektiven der neuesten internationalen Forschung zum Ersten Weltkrieg\*

BENOÎT MAJERUS

„Der Prozess der Zivillisation vollzieht sich keineswegs geradlinig. (...) Betrachtet man die Bewegung über grössere Zeiträume hin, dann sieht man recht klar, wie sich die Zwänge, die unmittelbar aus der Bedrohung mit der Waffe, mit kriegertischer und körperlicher Überwältigung stammen, allmählich verringern und wie sich die Formen der Angewiesenseinheit und Abhängigkeit verstärken (...) Es gibt in jeder Phase mannigfache Schwankungen (...) Und die Beobachtung solcher Schwankungen, besonders in der Nahsicht der eigenen Zeit, trübt leicht den Blick für den allgemeinen Trend der Bewegung.“<sup>1</sup>

Der deutsche Soziologe Norbert Elias schrieb diese Überlegungen im britischen Exil nieder, kurz bevor ein weiterer Weltkrieg über Europa hereinbrach. 1897 in Breslau als deutschsprachiger Jude geboren, erlebte er den Ersten Weltkrieg teilweise im Schützengraben. Trotz dieser Kriegserfahrung glaubte Elias an eine Reduzierung der körperlichen Gewalt über einen längeren Zeitraum hin; diese werde langsam von „der offenen Bühne des gesellschaftlichen Alltags“<sup>2</sup> zurücktreten. Die neuere Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg scheint in den letzten Jahren einen anderen Blickwinkel einzunehmen zu wollen. Die von Elias angesprochenen „Schwankungen“ und nicht längerfristige Tendenzen, genießen im Moment sowohl in Deutschland als auch in Frankreich und England ein besonderes Interesse. Bereits in dem vor zehn Jahren zum Ersten Weltkrieg erschienenen Themenheft der *Neue Politische Literatur* schrieb Christoph Dipper, dass „die

\* Diesem Literaturbericht liegen die am Schluss des Berichtes aufgeführten Rezensionsexemplare zugrunde.

1 Norbert Elias, Über den Prozess der Zivillisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt/Main 1997, S. 349 f.

2 Elias, ebd. S. 332.

schichte als historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse“ (S. 39). Ein rascher Blick in die anderen, sehr breit gefächerten Beiträge dieses Sammelbandes zeigt jedoch, dass sogar die *New Military History* noch meilenweit von dieser Maxime entfernt ist. Gewalt wird zwar in vielen Beiträgen erwähnt, so z. B. bei Stefan Kaufmann, der sich mit dem Thema des technischen Militärs beschäftigt (S. 198), oder bei den Überlegungen Stig Försters zu einer modernen Militärgeschichte (S. 266); in der geschichtlichergeordneten Perspektive, wie sie die Wiener Historikerin Christa Hammerle vorstellt, wird kaum einmal grundsätzlich auf das Thema eingegangen.<sup>7</sup>

Insgesamt besteht unter Historikern über das, was unter Gewalt zu verstehen ist, keine Einigkeit, und es fehlt bislang eine kritische, theoretische Hinterfragung wenigstens der existierenden Literatur, die es erlauben würde, einen eigenen konzeptuellen Leitbegriff zu entwickeln.<sup>8</sup> Problematisch scheint das nur einer kleinen Anzahl von Forschern. Dabei fällt auf, dass die wenigen Historiker, die sich dem Thema stellen, hauptsächlich die physische Gewalt in ihre Überlegungen einbeziehen. So wird z. B. das von Johan Galtung geprägte Konzept der „strukturellen Gewalt“, wegen seiner „mangelnden Trennschärfe“ und seiner geringen „analytischen Verwendbarkeit“ abgelehnt.<sup>9</sup> Die Beschränkung auf körperliche Gewalt erlaubt es, gerade diese zwei Probleme zu überbrücken.

Ganz anders stellt sich die Lage für den Begriff der Erfahrung dar. Mit der Rückkehr der Kulturgeschichte und dem damit einhergehenden Bewusstsein, dass das „Sagen“ von Erlebten nicht „direkt“ ist, sondern bereits durch Prozesse von Sinnstiftung, Wahrnehmungswesen und Bedeutungen geformt wird, finden in der Geschichtsschreibung weiterführende Debatten über die Entstehung und die Verarbeitung von Erfahrung statt. Diese werden auch in vielen (deutschen) Beiträgen reflektiert. Im Rahmen des seit 1999 existierenden Sonderforschungsbereiches 437 „Kriegserfahrung – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ an der Universität Tübingen haben Nikolaus Buschmann und Horst Carl einen Sammelband herausgegeben, der gelungenen einen raschen Einblick in die theoretischen Grundlagen der aktuellen Diskussion gibt, aber auch versucht, die im ersten Teil angebotenen Möglichkeiten in *case studies* (u. a. Einigungskriege sowie Erster und Zweiter Weltkrieg)

- 7 Christa Hammerle, Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungsansätze und Bemerkungen zu einer neuen Debatte, in: Kühne/Ziemann (Anm. 6), S. 229-262.
- 8 Sowohl in der Geschichtsschreibung wie in der Soziologie gibt es seit einiger Zeit eine wissenschaftliche Debatte über das Thema; dazu sei zum Beispiel auf folgenden Beitrag hingewiesen: Dirk Schumann, Gewalt als Leitbegriff der historischen Friedensforschung, in: Benjamin Ziemann (Hg.), Perspektiven der Historischen Friedensforschung, Essen 2002, S. 86-100.
- 9 Dirk Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik. Kampf um die Strasse und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001, S. 15.

Erforschung dieses Gegenstandes in den letzten Jahren eine Fülle neuer Perspektiven eröffnet hat.<sup>3</sup> Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg hat in der Tat immens zugenommen. Aber auch in der zweiten Weltkriegszeit scheint das Interesse an der „Urkatastrophe“ (G. W. Kennan) wieder neu belebt. Verschiedene Verlage haben Reihen auf den Markt gebracht, in denen diese Zeitspanne einen besonderen Platz einnimmt; in Frankreich existiert seit 1997 eine wissenschaftliche Zeitschrift, die allein der *Grande Guerre* gewidmet ist.<sup>4</sup> Global gesehen, ist der Erste Weltkrieg aus dem Schatten des Zweiten Weltkrieges herausgetreten. Die kürzlich in Frankreich heftig, u. a. mit einer Intervention des damaligen Premierministers Jospin, geführte Debatte zur Hinrichtung deserrierter französischer Soldaten, ist ein Beispiel unter vielen. Im Zuge des 80. Jahrestages des Kriegsendes flammt in Frankreich eine Diskussion über die *fusillés de la Grande Guerre* auf. Jospin plädierte für eine Wiederaufnahme dieser Personen in das öffentliche Gedächtnis. Dies kam für einige französische Persönlichkeiten einer Rehabilitation gleich, die sie nicht für angebracht hielten. Auf beiden Seiten wurde jedoch ausdrücklich auf das Leiden der Soldaten hingewiesen.<sup>5</sup>

Methodologisch scheint der Erste Weltkrieg von seinem früheren Schattendasein zu profitieren. Seit der ersten Bilanz vor zehn Jahren haben sich inzwischen zwei eng miteinander verknüpfte Interpretationsstränge herauskristallisiert, die in vielen Beiträgen in einem Atemzug genannt werden: „Gewalt“ und „Kriegserfahrung“. Besonders der Gewaltbegriff dient vielen Historikern als roter Faden, um eine neue, sich nicht auf Generalstabshistorie beschränkende Kriegs- und Militärgeschichte zu schreiben. In der von Thomas Kühne und Benjamin Ziemann verfassten Einleitung zu einem Überblick über die neuere Militärgeschichte wird dem Gewaltbegriff eine besondere Stellung zugewiesen.<sup>6</sup> Die beiden Historiker verstehen „Militärgere

- 3 So Christof Dipper in der Einleitung (S. 185) zu dieser Themenausgabe, in der Gerd Krumeich für Deutschland, Stéphane Audoin-Rouzeau für Frankreich, Jay Winter für Großbritannien und Holger Afflerbach für Italien einen auch heute noch lesenswerten Forschungsüberblick bieten (Neue Politische Literatur, 39 (1994) 2.
- 4 Der Verlag Karax mit „Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge“, der Verlag Schönigh mit „Krieg in der Geschichte“ (KRiG) und der Verlag Noësis (seit kurzem Agnès Viénot) gehören zu den profitiersten Häusern, die sich dem Ersten Weltkrieg verschrieben haben. Der letztgenannte Verlag ist in Zusammenarbeit mit dem Historial in Péronne auch Herausgeber der einmal im Jahr erscheinenden Zeitschrift *14-18 Aujourd'hui – Today – Heute*; cf. ebenfalls in Frankreich, das seit 2001 jeden zweiten Monat erscheinende populärwissenschaftliche Magazin *14-18. Le magazine de la Grande Guerre*.
- 5 Nicolas Offenstadt, *Fusillés pour l'exemple? Les exécutions de la Grande Guerre*. Espace public 1914-1999, Paris 1999.
- 6 Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, *Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturren, Interpretationen, Konzepte*, in: dies. (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn, 2000, S. 9-46.

krieg) umzusetzen. Diese Mischung aus Theorie und Praxis wirkt stimulierend. Als besonders interessant erweist sich der Beitrag der Essener Historikerin Jutta Nowosadko. Sie zeigt anhand zweier Lebensgeschichten von Soldaten, dass Menschen, die mit identischen Phänomenen konfrontiert sind, diese nicht in gleicher Weise, verarbeiten, dass das Konzept einer kollektiven Erfahrung immer wieder hinterfragt werden muss. Während Ulrich Bräker blieb Laukhard (1735–1822) trotz ähnlicher Exerziererfahrung beim preußischen Militär. Die Autorin will keinen „widerspruchsfrei[n] Forschungsansatz aus einem Guss“ (S. 50) anbieten; sie plädiert vielmehr dafür, dass Historiker durch eine größere Kenntnis soziologischer Theorieangebote sich dieser methodologischen Probleme bewusst werden.<sup>10</sup>

Aufschlussreich ist die Beobachtung, dass die neuere Forschung zum Ersten Weltkrieg durch eine ganz bewusste internationale Ausrichtung charakterisiert ist. Die am Anfang genannten Forschungsberichte zeugen davon ebenso wie die Zusammensetzung des wegweisenden „Centre de recherches de l'Historial de la Grande Guerre“ in Péronne und die große Anzahl komparativer Studien oder die internationale Ausrichtung verschiedener hier besprochener Bände. Ebenso scheint sich neben dem synchronen auch immer mehr der diachrome Vergleich durchzusetzen, insbesondere auch in der Militärgeschichte. Im Folgenden soll zunächst (1.) der Frage nachgegangen werden, inwieweit Gewalt an sich ein zentrales Thema in der Geschichtsschreibung des Ersten Weltkrieges ist. Sodann wird (II.) der Umgang mit der Gewalt-Erfahrung während und nach dem Krüge untersucht. Schließlich (III.) gilt es, die in den verschiedenen nationalen Historiographien geführte Diskussion über die Folgen dieser Gewalterfahrung für die Nachkriegszeit herauszuarbeiten. Abschließend (IV.) werde ich versuchen, einige Desiderate, die sich aus diesem Überblick ergeben, themenartig zusammenzufassen.

## I. Gewalt als zentrales Thema der Geschichtsschreibung des Ersten Weltkrieges

„Kriegserfahrung als Gewalterfahrung“ erscheint im ersten Augenblick als Binsenweisheit. Trotzdem war Gewalt, und besonders körperliche Gewalt lange Zeit ein (gewollt?) unbeachtetes Thema. Dies hat sich in den letzten zehn Jahren grundlegend verändert. Gewalt scheint zur Chiffre für den Ers-

10 Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Paderborn, 2001 insbesondere der Beitrag von Jutta Nowosadko, Erfahrung als Methode und als Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis. Der Begriff der Erfahrung in der Soziologie, S. 27–50.

ten Weltkrieg geworden zu sein. Das als „Manifest“ geschriebene, grundlegende Buch von Stéphane Audoin-Rouzeau und Annette Becker mit dem thesenhaften Titel „14–18 retrouver la guerre“ wurde dabei besonders in Frankreich schulbildend.<sup>11</sup> Die drei Themen „Gewalt“, „Kreuzzug“ und „Trauer“ erlauben den beiden französischen Historikern, den verlorengegangenen Krieg neu zu entdecken und zu verstehen. Die Tabuisierung der Gewalt hängt nach diesen Autoren vor allem damit zusammen, dass eine Geschichte des Körpers und seiner Verletzungen im Krieg bisher fehlt. Die Asepsis der bisherigen Kriegsdarstellungen würde jedoch jedes Verstehen unmöglich machen. In Darstellungen der Gewaltanwendungen an der Front, in den besetzten Gebieten (Arbeiterdeportationen) und in den schon damals so genannten Konzentrationslagern geben die Autoren zwar einen Überblick über die Orte der Gewalterfahrung, lösen ihren Anspruch der Analyse der Gewalt am Körper jedoch nur teilweise ein.<sup>12</sup>

Sehr gelungen ist in dieser Hinsicht dagegen ein weiteres Gemeinschaftswork zweier Historiker, John Horne und Alan Kramer, die am Trinity College in Dublin lehren.<sup>13</sup> Mit ihrer detaillierten Untersuchung der Gräueltaten deutscher Soldaten im August und September 1914 in Belgien und Nordfrankreich und der Instrumentalisierung dieser Exzesse während und nach dem Krieg gibt es endlich eine Studie, die die lang anhaltende Debatte – auf einem kürzlich in Brüssel stattfindenden Kolloquium sprach der Leiter des Freiburger Militärschiffs noch von den „so called atrocities“ – nicht nur auf der Ebene der Fakten weitgehend beendet. Im ersten Teil wird sehr deutlich herausgearbeitet, welche situativen Elemente das Ausbrechen von Gewalt fordern und erleichtern. Horne und Kramer sprechen nicht floskelhaft von Gewalt, sondern beschreiben und analysieren das „Wann“, das „Wo“ und das „Wie“. So wird schnell klar, dass dieses abstrakte und oft homogen dargestellte Phänomen der Gewalt im Krieg sich in viele verschiedene Facetten aufgliedert. Es ist dies jedoch eine der wenigen Arbeiten, die diesen Versuch der Differenzierung unternommen hat. Folgende Zusammenhänge werden von Horne und Kramer als Ursachen der deutschen Kriegsverbrechen herausge-

11 Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker, 14–18 retrouver la Guerre, Paris 2000. Das Buch liegt jetzt auch in einer englischen Übersetzung vor: Dies., 14–18: Understanding the Great War, New York 2002.

12 Der viel versprechende Titel „Le corps dans la Première Guerre mondiale“ (Annales. Histoire, Sciences Sociales, 55 (2000) 1, Jan.-Febr.) mit Beiträgen von Stéphane Audoin-Rouzeau, Annette Becker, John Horne und Leonard V. Smith lässt diesen Zugang auch vermissen. Vielmehr wird der Umgang mit dem bereits verletzten Körper näher untersucht. Erst in einem kürzlich erschienen Artikel problematisiert Stéphane Audoin-Rouzeau das eigentliche Anwenden von Gewalt: Stéphane Audoin-Rouzeau, La violence du champ de bataille, in: Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker/Christiane Ingrao/Henry Rousso, La Violence de guerre 1914–1945, Paris 2002, S. 73–97.

13 John Horne, Alan Kramer, German atrocities 1914. History of Denial, New Haven/London 2001.

arbeitet: Der Schlieffen-Plan erklärte einen schnellen Siegeszug im Westen für unabdingbar. Doch schon beim Kampf um Lüttich wurde umgehend klar, dass die deutschen Truppen auf stärkeren Widerstand stoßen würden als angenommen. In den folgenden Wochen kam es immer wieder zu nicht erwarteten Schwertigkeiten. Aktionen von *francs-tireurs*, ein Topos aus dem 1870er Krieg gegen Frankreich, wurden rasch für die Rückschläge verantwortlich gemacht. Die Angst vor einem Volksaufstand war von Anfang an gegenwärtig, nicht nur bei den einfachen Soldaten, sondern auch bei Offizieren. Nach dem Fall Lüttichs wurde die Erschießung von Zivilisten mehr und mehr zu einer von oben angeordneten Maßnahme. Sowohl in der belgischen als auch deutschen Kriegsgesellschaft wurden diese Geschehnisse, die jeweils auf das Paar *franc-tireur* – *atrocité* zugesplittet wurden, zu einem bestimmenden Topos der Kriegssinnstiftung.

Zeigt die Arbeit auch von Horne und Kramer die Fruchtbarkeit einer Militär-geschichte, die nicht mehr allein die Armee, sondern auch die Zivilbevölkerung näher in ihre Beobachtungen mit einbezieht, so ist das von Pierre Miquel, Professor an der Sorbonne, verfasste Buch *Les Poilus* ein Beispiel dafür, wohn ein nicht reflektierter Gebrauch des Konzeptes „Gewalt“ führen kann. Das Problem wird zwar immer wieder angeschnitten, jedoch nie bis zum Ende durchdacht. Das Buch bleibt daher für eine Geschichte der Gewalt wenig ertragreich. Hinzu kommt noch eine teils nationalstisch gefärbte Opferperspektive, in der die französischen Soldaten zum größten Teil als „mar-tyres“ dargestellt werden. Vollends diskreditiert sich der Autor jedoch, wenn er sich allein auf Kenn und Jünger beruft, um den Erfahrungshorizont deutscher Kriegsteilnehmer zu beschreiben. Die sehr renommierte Reihe *Terre Humaine*, die u.a. Claude Lévi-Strauss und Margaret Mead herausgibt, hat damit nicht das angekündigte *livre de référence* (Umschlagtext) geliefert. Aus der Perspektive einer Geschichte der Gewalt enttäuschend, jedoch nicht aus denselben Gründen, ist auch der Band über den Ersten Weltkrieg in einer Reihe, die sich mit der Frage beschäftigt, welche Merkmale einen totalen Krieg charakterisieren.<sup>14</sup> Es handelt sich um ein mehrbändiges Projekt des Deutschen Historischen Instituts in Washington, in dem dieser viel gebrauchte Terminus in verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird. Die Beiträge dieses Bandes, die sicherlich zu einer besseren Konzeptualisierung des Begriffes des totalen Krieges führen, schneiden das Thema der Kriegserfahrung als Gewalterfahrung selten systematisch an. Eine Grundsatzüberlegung bezüglich dieses Themas wäre sicherlich nicht fehl am Platz gewesen, um so

14 Roger Chickering / Sigt Förster (Hg.), *Great War, Total War, Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*, Cambridge, Cambridge University Press, 2000.

mehr, da die meisten der hier besprochenen Aufsätze von der Zentralität des Gewaltbegriffes im Ersten Weltkrieg zeugen.<sup>15</sup>

Die große Zahl ziviler Opfer, die zentrale Folge eines totalen Krieges geworden ist, hat vor kurzem zu den „Vergessenen des Großen Krieges“ (A. Becker). Die deutsche Besatzungsherrschaft in weiten Teilen Europas und die damit einhergehenden Formen der Gewaltanwendung wurden lange Zeit nicht als Teil der deutschen Geschichte angesehen. Auch in den betroffenen Ländern blieben die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges lange Zeit von denen des Zweiten Weltkrieges überlagert: Bestes Beispiel dafür ist, dass erst seit ungefähr fünf Jahren wieder ein erneutes Interesse an dieser Zeitperiode zu beobachten ist.<sup>16</sup> Annette Becker hat gezeigt, dass körperliche Gewalt auch schon für die Besatzung im Ersten Weltkrieg ein konstitutives Element war, so z.B. beim Einsatz von Frauen und Männern in Zivilarbeiter-Battalionen und bei der Behandlung von Soldaten in Kriegsgefangenenlagern.<sup>17</sup> Unter den zivilen Opfern haben Frauen, dank der sich immer weiter entwickelnden „Gender studies“, eine besondere Aufmerksamkeit erfahren. In dem bereits erwähnten Beitrag von Christa Hammerle unterstreicht die Autorin, dass die mit dem Krieg einhergehende Gewalt bestehende Geschlechterstereotype – auf der einen Seite der „soldatische Mann“, auf der anderen Seite die „friedliche Frau“ – auf den ersten Blick zu verfestigen scheint. Dies bleibt bis heute auch in der historischen Forschung eine weit verbreitete Ansicht. So argumentiert zum Beispiel Aribert Reimann, dass die klar abgegrenzte Rollenverteilung durch die symbolische Beziehung zwischen der männlichen Front und der weiblichen Heimat verstärkt wurden.<sup>18</sup> In einem zweiten Schritt argumentiert Hammerle jedoch, dass es besonders im Krieg

15 Außer dem fast schon obligatorischen Beitrag von John Horne, *War Between Soldiers and Enemy Civilians, 1914–1915*, in: Chickering / Förster, A. m. 14, S. 153–168, scheinen mir noch folgende Beiträge des Bandes als beachtenswert in der hier besprochenen Perspektive: Wolfgang U. Eckart, *The Most Extensive Experiment that the Imagination Can Conceive: War, Emotional Stress and German Medicine, 1914–1918*, S. 133–149; und Christian Gemitz, *The First Air War Against Noncombatants. Strategic Bombing of German Cities in World War I*, S. 207–225.

16 Vgl. das Sonderheft der *Cahiers d'histoire du Temps Présent*, (2000) 7 über den Ersten Weltkrieg in Belgien und die vom Centre d'Etudes et de Documentation de la Guerre et des Sociétés Contemporaines und der Université Libre de Bruxelles im Januar 2003 organisierte Tagung mit dem Titel „14–18 Une guerre totale. La Belgique dans la Première Guerre mondiale. Nouvelles tendances de la recherche historique“.

17 In der kürzlich erschienenen Gesamtdarstellung von Roger Chickering, *Imperial Germany and the Great War, 1914–1918*, Cambridge 1998, wird diesem Thema ein eigenes Kapitel gewidmet. Das Buch kann insgesamt als eine der besten Einführungen für den Ersten Weltkrieg gelten; Annette Becker, *Oubliés de la Grande Guerre. Humanitaire et culture de guerre*, Paris 1998.

18 Aribert Reimann, *Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges*, Essen 2000, S. 127–131.

Kindersoldaten in Afrika in den 1980er Jahren einen zeitlich weiten Bogen spannt. Der Beitrag von Andrea Stüchtling-Hänger über den Ersten Weltkrieg zeugt von den Schwierigkeiten des Themas.<sup>22</sup> Anhand von Fliegerangriffen, die eine neue Art der Kriegsführung darstellten, versucht sie eine mögliche Kriegserfahrung von Kindern herauszuarbeiten; doch der Beitrag ist eher als ein (gelungener) Überblick über diese neue Form von Krieg für die gesamte Bevölkerung anzusehen, denn als eine spezifische wissenschaftliche Analyse der Kinderperspektive.

Die Schwierigkeit, Körperverletzungen oder Schmerz zu beschreiben, ist ein allgemeines Problem der Körpergeschichte und beschränkt sich nicht auf die Historiographie des Ersten Weltkrieges,<sup>23</sup> allerdings könnte die Methode der ‚dichten Beschreibung‘ (Geertz) eine wenigstens nicht völlig zufriedenstellende, so doch weiterführende Zugangsweise sein. Es besteht dabei allerdings die Gefahr, dass die Beschreibung bereits als ausreichend und nicht mehr erklärungsbedürftig angesehen wird. Wie Benjamin Ziemann mit Recht kritisiert, müssen die Resultate immer wieder in größere Kontexte eingeordnet werden.<sup>24</sup> Klaus Latzel und Nicolas Beaupré haben vor kurzem gezeigt, dass die Soldaten sehr wohl vom Töten und Sterben gesprochen und geschrieben haben.<sup>25</sup> Allerdings entwickelten die Soldaten in ihren Feldpostbriefen (Latzel und auch Reimann<sup>26</sup>) und die Frontpoeten (Beaupré) Ver-

- 22 Andrea Stüchtling-Hänger, ‚Kinderermorder‘, Die Luftangriffe auf Paris, London und Karlsruhe im Ersten Weltkrieg und ihre vergessenen Opfer, in: Dittmar Dahlmann (Hg.), Kind und Jugendliche in Krieg und Revolution, Paderborn 2000, S. 73-92. Der Artikel ist manchmal durch den viktimisierenden Blick, der bei dem Thema verständlich ist, vor Übertreibungen nicht gefeit; so z.B., wenn die Autorin über die Augusttage 1914 in Belgien und Nordfrankreich schreibt: „Die Gewalt machte auch vor den Kindern nicht Halt. Sie wurden vergewaltigt, verbrannt in den verwüsteten Häusern oder mussten mit ansehen, wie ihre Angehörige umkamen.“ (S. 76). Insbesondere die zwei ersten Behauptungen scheinen jedoch eher selten gewesen zu sein, folgt man den Resultaten von Horne/Kramer (Anm. 13).
- 23 Maren Lorenz, Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000.
- 24 Zur Problematik dieser Herangehensweise: Benjamin Ziemann, ‚Vergesellschaftung der Gewalt‘ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzeptes, in: Bruno Thoss / Hans-Erich Volkmann (Hg.), Erster Weltkrieg / Zweiter Weltkrieg – Ein Vergleich, Paderborn 2002, S. 745-747.
- 25 Nicolas Beaupré, Les écrits combattants français et allemands de la Grande Guerre (1914-1920). Essai d'histoire comparée, (am 30. November 2002 an der Université de Paris X Nanterre verteidigt), erscheint Ende dieses Jahres 2003 bei Agnès Vénot. In der plastischen Kunst kommt die Kunsthistorikerin Annegret Jürgens-Kirchhoff zu einem entgegengesetzten Fazit: Der Darstellung des Kriegsschreckens sei eher ausgewichen worden oder diese sei beschönigt worden: Annegret Jürgens-Kirchhoff, Kunst gegen den Krieg im Anführerjahr 1924, in: Jost Dülffer / Gerd Krumeich, Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, S. 289.
- 26 Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945, Paderborn 1981, 2002, S. 227-283 und Reimann, Sprachen

auch entgegengesetzte Tendenzen zu beobachten gab. Die „Dynamisierung der weiblichen Geschlechterrollen“ (S. 253) in Krisensituation breche immer wieder festgefügte Geschlechterbilder auf. Zu einem ähnlichen Resultat kommt Belinda Davis, die anhand der Lebensmittelpolproteste in Berlin zeigt, wie Frauen einen aktiven Part in lokalen Entscheidungsprozessen einnahmen.<sup>19</sup> In einem kürzlich erschienenen Sammelband über die Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege zeigen verschiedene Autoren, dass das Militär sowohl während als auch nach den zwei Weltkriegern determinierend zu einem bestimmten Bild von Männlichkeit beitrug, in dem Gewaltausübung und Waffentragen zu einem konstitutiven Element werden. Marcus Funck beschreibt überzeugend, wie ein sozialer Wandel im Kaiserreich – von einem relativ homogenen aristokratischen zu einem heterogeneren adlig-bürgerlichen Offizierskorps – mit einer „Wendung zur Härte“ (S. 83) einherging. Martialische Härte wurde ein Ideal militärischer Männlichkeit. Funck nuanciert seine Hypothese jedoch, indem er zugleich auf rivalisierende Konzeptionen hinweist, besonders der „kühlen Professionalität“ (S. 85), in der Expertenwissen und nicht Draufgängerum entscheidend waren.<sup>20</sup>

Ein anderes, für den Krieg in geschlechterspezifischer Perspektive immer wieder aufgegriffenes Thema, ist die Gewalt gegen Frauen an der Front. Diese war nicht nur gegen die Frauen selbst gerichtet, sondern zielte auch auf die Demütigung der gegnerischen Männer. Diese waren unfähig, den Körper ihrer Frauen und damit den Volkskörper zu beschützen. Während Hämmerle den Kriegsvergewaltigungen für die Neuzeit und im Jahr 1945 in Ostdeutschland diese reelle, strategische Funktion zuschreibt, schlägt John Horne für den Ersten Weltkrieg eine andere Interpretation vor.<sup>21</sup> Er leugnet nicht, dass es in den Augusttagen in Belgien und Nordfrankreich zu Vergewaltigungen gekommen war. Diese seien jedoch nicht systematisch geplamt und durchgeführt worden, wie dies von alliierter Seite immer wieder beklagt wurde. Horne sieht in diesen Behauptungen vielmehr den Ausdruck einer „angoisse pluriel masculine“ (S. 95), einer Männlichkeit, und hier sind sich beide Autoren wiederum einig, die tief verunsichert worden sei durch ihr eigenes Scheitern. Wie und wann Kinder und Jugendliche Opfer der Gewalt wurden, bleibt bis heute wenig erforscht, was sicherlich mit der schwierigen Quellenlage zusammenhängt. Dittmar Dahlmann hat zu diesem Thema einen Sammelband herausgegeben, der vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den

- 19 Belinda J. Davis, Food, Politics and Everyday Life in World War I Berlin. Home Fires Burning, Chapel Hill 2000.
- 20 Marcus Funck, Bereit zum Krieg? Entwurf und Praxis militärischer Männlichkeit im preussisch-deutschen Offizierskorps vor dem Ersten Weltkrieg, in: Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springer (Hg.), Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt/Main 2002, S. 69-90.
- 21 Hämmerle, (Anm. 7) und John Horne, Corps, lieux et nation. La France et l'invasion de 1914, (Anm. 12), S. 73-109.

Für die Fragen, wie und warum die Soldaten des Ersten Weltkriegs die extremen Gewaltwirkungen vier Jahre lang ertragen konnten, gibt es sehr unterschiedliche Erklärungsansätze. Dabei sind in der deutschen und französischen Historiographie gewissermaßen zeitversetzt zwei Argumentationsweisen aufgetreten. Exemplarisch lässt sich das an der Beurteilung des sogenannten „Augusterlebnisses“ und der Begeisterung für den Krieg festmachen. Der Kernsymbol der nationalen Einheit Deutschlands zu dieser Zeit, als Höhepunkt des nationalistischen Strebens, das unter der Metapher „Geist von 1914“ subsumiert wurde. Wie u.a. Jeffrey Verhey kürzlich für Deutschland und insbesondere für Berlin gezeigt hat, war Kriegsbegeisterung aber nicht die einzige Reaktion auf die deutsche Kriegserklärung. Sie war vielmehr ein hauptsächlich urbanes und bürgerliches Phänomen, in kleinen Städten und auf dem Land dagegen waren Unruhe, Panik und Angst die dominierenden Gefühle.<sup>29</sup> Ohne den deutschen Soldaten als reines Opfer des Obrigkeitstaus darzustellen zu wollen, wurden von deutschen Historikern für sein Durchhalten weniger ideologische Aspekte als seine Bindungen an die eigene Familie hervorgehoben. Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann resümieren diese Haltung so: „Die meisten Soldaten entwickelten eine eher passive Einstellung zum Krieg. Wenn man kämpfte, dann kämpfte man, um zu überleben.“ Diese Schlussfolgerung zog kürzlich auch Wolfgang J. Mommsen.<sup>30</sup> Auch Artbert Reimann, der sich mit den historischen Semantiken in Deutschland und England während der Zeit des Ersten Weltkrieges beschäftigt, fragt sich, welche „vorherrschenden Normen“ (S. 9) als sinnstiftend für die europäischen Kriegsgesellschaften und insbesondere für die Kriegsteilnehmer galten. Er kommt zu dem Urteil, dass nationalistische Deutungsangebote keine große Rolle spielten. Der äußere Feind, der für viele Soldaten während der meisten Zeit unsichtbar blieb, wurde sehr vielfältig dargestellt.<sup>31</sup> Zu einem ähnlichen Resultat kommen auch andere Arbeiten. Während in Kampfsituationen, in denen der gegnerische Feind als Bedrohung des eigenen Lebens empfunden wird, gängige Feindbilder, „funktionaleren“ ist dies außerhalb von Kampfhandlungen nicht der Fall, so Lipp. Und auch Nelson unterstreicht, dass die Darstellung feindlicher, vor allem französischer und englischer, Soldaten weniger abwertend war als die der gegnerischen Zivilbevölkerungen.

- 29 Deutung 1914–1918, Göttingen 2003.  
 Jeffrey Verhey, *Der ‚Geist von 1914‘ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000.
- 30 Bernd Ulrich / Benjamin Ziemann, *Das soldatische Kriegserlebnis*, in: Wolfgang Kruse (Hg.), *Eine Welt von Feinden. Der Grosse Krieg 1914–1918*, Frankfurt/Main 1997, S. 142; Wolfgang J. Mommsen, *Kriegsaltag und Kriegserlebnis im Ersten Weltkrieg*, in: *Militärhistorische Zeitschrift*, 59 (2000) 1, S. 125–138.
- 31 Reimann, (Amm. 17) S. 180–181 und Artbert Reimann, *Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse. Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges*, in: *Buschmann, Erfahrung* (Amm. 10), S. 173–193.

schleierungspraktiken, um sich diesem ungewohnten Thema zu nähern. Konkrete Schilderungen sind daher eher selten. In diesem Zusammenhang wäre ein Vergleich mit der Vorkriegszeit wünschenswert, um eventuelle Kontinuitäten und Brüche herauszuarbeiten. Besonders bei Beaurpte stößt man jedoch immer wieder auf Ausnahmen. In der vergleichenden Doktorarbeit über die deutschen und französischen Frontpoeten, die zahlreiche vergessene Schriftsteller neu entdeckt, zeigt Beaurpte, dass man versuchte, Gewalt so wohl in den während als auch in den nach dem Krieg erschienen Büchern immer wieder in Worte zu fassen; die Historiker hätten nur den Blick davon abgewendet. Eine Diskussion mit den Resultaten Latzels oder Reimanns, die eine anderen Zugang (Briefe) gewählt haben, bleibt leider aus, trotz der breiten, auch deutsche Texte umfassenden Literaturbasis dieser Arbeit. Beaurpte zeigt auch, wie wichtig andere Quellengattungen wie z.B. Photographien sein können, um schriftlich nicht artikulierte Formen, Sichtweisen und Kontexte der Gewalt herauszuarbeiten. So erlauben es zum Beispiel die von Ernst Jünger während des Krieges gemachten Photos festzustellen, dass viele Soldaten auch „selbstgebastelte“ Waffen bei sich trugen. Dies zeugt davon, dass über das Töten konkret nachgedacht wurde und dass auch in diesem industriellen Krieg nicht nur mit Distanzwaffen getötet wurde. In den meisten anderen rezensierten Werken fehlt eine Auseinandersetzung mit dem Zutragen von Gewalt im Sinne einer aktiven Täterschaft. Weder die neuere Arbeit von Peter Leese über den *shell shock* noch das Themenheft „14–18“ über den *choc traumatique* sind in dieser Hinsicht befriedigend. Sicherlich fehlt in keinem dieser Werke der Verweis auf Gewalt, eine systematische Analyse findet jedoch nicht statt.<sup>27</sup> Der Soldat als gewaltausübendes Subjekt bleibt wird nicht zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung. Dies gilt auch für die Dissertation von Anne Lipp. Sie setzt sich zwar spezifisch mit den Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihrer Deutung auseinander, wirft aber nur indirekt die Frage auf, inwieweit die Erfahrung gegnerischer Gewalt als konstitutives Element von Kriegserfahrungen angesehen werden muss. Diese Dimension wird in ihrer Arbeit nur am Rande thematisiert. Unterernährung, ungleich verteilte Lasten und unmenschliche Behandlungen seitens der Offiziere (Das sogenannte „Anbinden“, bei dem Verurteilte mehrere Stunden an einen Baum oder eine Wand gefesselt wurden, ist nur ein Beispiel unter vielen.) scheinen für sie eine viel wichtigere Rolle gespielt zu haben.<sup>28</sup>

- (Amm. 18). Besonders das Kapitel von Latzel über den Tod kann als exemplarisch gelten.
- 27 Peter Leese, *Shell Shock. Traumatic Neurosis and the British Soldiers of the First World War*, Hampshire 2002; *Choc traumatique et histoire culturelle*, 14–18 Aujourd'hui – Today – Heute, 2000 mit Beiträgen von George Mosse, Sophie Delaporte, Marc Roubéubush, Paul Lerner, Antonio Gibelli, Jay Winter, Annette Becker und John Tabort.
- 28 Anne Lipp, *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrung deutscher Soldaten und ihre*

Allerdings wurden die russischen Truppen oft als minderwertig angesehen.<sup>32</sup> Dagegen nahm das Begriffsfeld Heimat, so Reimann, während des Krieges sowohl unter deutschen wie englischen Soldaten eine zentrale Rolle ein. Unter diesem Sammelbegriff konnten sowohl Vorstellungen über Familie, Ehe, Riten (Sport, Kläder, Theater) als auch „politische Landschaften“ (S. 158) gefasst werden.

In Frankreich scheint sich zur selben Zeit, wenigstens teilweise, eine entgegen gesetzte historiographische Tendenz herauszuschälen. Die Rezeption von Jean-Jacques Becker's Doktorarbeit, die im Jahre 1977 unter dem Titel

„1914 – comment les Français sont entrés dans la guerre“, erschienen, spricht Bände. Die meisten Rezensionen hoben beim Erscheinen des Buches hervor, dass Becker das Bild der *fleur au fusil* entmystifiziert habe. Die Franzosen seien nicht resigniert und von einem reваншеgehetränkten Nationalismus getrieben in den Krieg gezogen. Heute werden andere Teile von Becker's Arbeit stärker betont. Es sind jene, in denen der französische Historiker aufzeigt, warum die meisten Franzosen, und zwar auch die Sozialisten, schließlich doch bereit waren, den Krieg als berechtigt anzusehen und auch darin zu sterben. Annette Becker und Stéphane Audoin-Rouzeau haben den Begriff der *culture de guerre* (Kultur des Krieges) vorgeschlagen, um diesen Aspekt der Zustimmung zum Krieg und des Ausharrens der Soldaten an der Front sowie der Zivilisten in der Heimat zu erklären. Der Erste Weltkrieg wird so zu einer *guerre du consentement*, einem Krieg der Zustimmung par excellence. Die religiös anmutende Überhöhung der eigenen Nation, der eigenen „Rasse“ und die Verteufelung, die Betomung der Animalität (u.a. im Gebrauch) des Gegners sind die beiden Pole, zwischen denen sich die *culture de guerre* entwickelt.<sup>33</sup> Die große Masse der Soldaten habe nicht wegen eines repressiven Überwachungs-systems bis 1918 ausgeharrt, sondern weil sie dem Krieg prinzipiell zugestimmt hätten. Diese Realität wurde jedoch, so die beiden Autoren, nach dem Krieg in Frankreich durch den starken Pazifismus tabuisiert.

Dieser Ansatz, der in Frankreich aber auch in anderen Ländern auf einen größeren Zuspruch rechnen kann, sah sich einer heftigen Attacke in der renommierten Zeitschrift *Le Mouvement Social* ausgesetzt.<sup>34</sup> Zugespitzt kann

- 32 Lipp, (Ann. 28) S. 113-125 und Robert L. Nelson, Deutsche Kameraden – Slawische Huren. Geschlechterbilder in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges, in: Hagemann, Heimat-Front (Ann. 20), S. 97.  
33 Siehe dazu der grundlegende Artikel von Stéphane Audoin-Rouzeau / Annette Becker, Violence et consentement: la culture de guerre, du premier conflit mondial, in: Jean-Pierre Rioux / Jean-François Stillel, Pour une histoire culturelle, Paris, 1997, S. 251-271 und weiterführend Audoin-Rouzeau, Becker, 14–18 (Ann. 11).  
34 Die Nummer 199 (April-Juni 2002) von *Le Mouvement Social* beinhaltet Beiträge von

man mit dem Historiker Antoine Prost die Kontrahenten – die Debatte nimmt tatsächlich manchmal sehr aggressive Züge an – in eine „école du consentement“ (Zustimmung) und der „école de la contrainte“ (Zwang) aufteilen. Auf der einen Seite steht die Schule von Pétome mit den oben genannten Argumenten, auf der anderen Seite profilieren sich besonders zwei französische Historiker, die mit dem „Le cri d'une génération“, eine Art Gemanifest zu „Retourver la guerre“, geschrieben haben. Frédéric Roussseau und Remy Cazals gehen davon aus, dass die französischen Soldaten aufgrund verschiedener Zwänge weitergekämpft haben.<sup>35</sup> Diese seien vor allem innerhalb der militärischen Strukturen an der Front zu finden: So weisen beide Autoren darauf hin, dass man die Repressionsmaßnahmen bei Soldatenstreiks nicht erst bei den Exekutionen ansetzen soll, sondern dass es eine stufenweise eskalierende, deshalb aber nicht unbedingt weniger wirkungsvolle Reihe von Zwangsmaßnahmen darauf gegeben habe. Aber auch hinter dem direkten Kampfgebiet hätten zahlreiche Disziplinierungsinstitutionen (u.a. die zu Verhinderung von Desertionen hinter der Front liegende französische Gendarmerie) operiert. In ihrer Argumentation schreckten die Autoren leider nicht vor einem sehr polemischen Ton zurück. Antoine Prost versucht in seinem Beitrag zur Debatte, einen Mittelweg zu finden. Er glaubt nicht, dass der Zwang eine wichtige Rolle für das Durchhalten der Soldaten gespielt habe. Auf der deutschen Seite sei die Überwachung mindestens so stark gewesen wie in Frankreich, und trotzdem hätte die deutsche Armee den Zusammenbruch von 1918 nicht verhindern können. Sein Vorwurf, Audoin-Rouzeau und Becker würden die „témoignages“, die Aussagen der Zeitzeugen nicht ernst nehmen, erscheint mir dagegen eher unverständlich. Die beiden Historiker von Pétome plädieren lediglich dafür, diese Zeugnisse kritischer zu lesen. Das erst kürzlich von einem der Hauptprotagonisten der Debatte geschriebene Buch mit dem provozierenderen Titel „Le procès des témoins de la Grande Guerre“, wird diesen Teilaspekt der Kontroverse wahrscheinlich noch weiter anheizen.<sup>36</sup> Verwunderlich bleibt, dass auf keiner der beiden Seiten versucht wird, diese Diskussion auf einer theoretischeren Ebene

Antoine Prost (La guerre de 1914 n'est pas perdue, S. 95-102), Mario Isnenghi (Un livre de problèmes et enquêtes, S. 103-107), Remy Cazals (1914-1918: Chercher encore, S. 107-113) und Antonio Gibelli (Le refus, la distance, le consentement, S. 113-119).  
35 Remy Cazals/Frédéric Roussseau, 14-18, le cri d'une génération, Toulouse 2001. Dieses Buch basiert zum Teil auf einer Arbeit von Frédéric Roussseau, La guerre censurée. Une histoire des combattants européens de 14-18, Paris 1999.  
36 Roussseau, Frédéric, Le procès des témoins de la Grande Guerre, Paris 2003. Dieses Buch beschäftigt sich hauptsächlich mit der Rezeption einer von Norton Cru 1929 herausgegebenen Anthologie von Kriegszugewissenen mit dem Titel „Témoins, essai d'analyse et de critique des souvenirs des combattants édités en français de 1915 à 1928“. In den neunziger Jahren haben u.a. Becker und Audoin-Rouzeau davor gewarnt, dass solche Werke eine Historisierung der Grande Guerre erschweren, weil dem témoignage ein zu großer Wert zugemessen würde.



ne zu führen, wie dies in Deutschland der Fall ist. Am meisten stört sich Prost jedoch an dem Konzept der *culture de guerre*, auch wenn er dessen partielle Deutungskraft nicht abstreift. Für ihn gilt diese jedoch nur für die Heimatfront, aber nicht für die Soldaten im Schützengraben. Nicht ein glühender, religiöser Nationalismus, sondern die Tatsache, dass die Deutschen in Frankreich standen und der Druck der übrigen Gesellschaft extrem hoch war, erklärt nach Prost, warum die französischen Soldaten ausharrten. Er spricht dabei eher von einer ‚culture professionnelle‘ unter den Soldaten, ohne jedoch näher auf die Bedeutung dieses Konzeptes einzugehen. Mario Isnenghi stellt am Ende seiner Rezension eine weitere wichtige Frage an beide Autoren, auf welche diese bis jetzt noch nicht eingegangen sind: Wie erklären sie, dass die französische Gesellschaft – denn trotz der sehr weitgehenden Schlussfolgerungen am Ende ihres Buches über die Bedeutung dieses Krieges für die Entstehung totalitärer Bewegungen bleibt ihre Analyse auf den französischen Fall beschränkt –, welche so stark von der *culture de guerre* geprägt war, gerade nicht im Kommunismus oder Faschismus ihr Heil gesucht hat?<sup>37</sup> Auch wenn die Autoren darauf bislang noch keine Antwort gegeben haben, kann man davon ausgehen, dass diese Debatte weitergeht, wie noch kürzlich die Kritik von Arlette Farge an Cazal und Rousseau gezeigt hat.<sup>38</sup>

Als grundsätzliche und nicht auf dieses Thema allein beschränkte Problematik stellt sich jedoch die Frage, inwiefern die untersuchten (meistens doch schriftlichen) Quellen als repräsentativ gelten können. Briefe, Tagebücher usw. von ledigen Männern, von Arbeitern und Bauern wurden offensichtlich relativ selten aufbewahrt. Die bisherigen Ergebnisse sind daher nur für relativ begrenzte soziale Kontexte (obere und untere Mittelschicht) gültig. Trotz dem blieben völlig gegensätzliche Schlussfolgerungen nicht aus. Das kann

37 Isnenghi (Anm. 34). Zu einem ähnlichen Urteil kommt Davis in ihrem interessanten Literaturbericht über die Folgen des Ersten Weltkrieges: Belinda Davis, Experience, Identity, and Memory: The Legacy of World War I, in: The Journal of Modern History, 75 (2003), März, S. 131.

38 Diese Auseinandersetzung wird auch noch auf einer anderen Ebene geführt: Zahlreiche Tagebücher wurden in den letzten Jahren herausgegeben, die in den Vorworten als Beweis der einen oder anderen These herangezogen werden. Diese Instrumentalisierung ist sicherlich zu bedauern, hat jedoch dazu geführt, dass die Historiker jetzt über eine Reihe hochwertiger und ergiebiger Texteditionen verfügen. Es seien nur einige Beispiele genannt: Rémy Cazals (Hg.), Les carnets de guerre de Louis Barthas, tome II, 1914–1915, Paris 1978; Eckart Birmstiel / Rémy Cazals (Hg.), Ennemis fraternels 1914–1915, Carnets de guerre et de captivité de Hans Rodewald, Antoine Bieusse, Fernand Tailhades, Toulouse 2002; Alexandre Besnard (Hg.), Un ethnologue dans les tranchées août 1914 – avril 1915. Lettre de Robert Hertz, Paris 2002; Stéphane Audoin-Rouzeau / Sophie Delaporte (Hg.), Les carnets de l'aspirant Laby – médecin dans les tranchées, 28 juillet 1914 – 14 juillet 1919, Paris 2001. Laurette Vidal, Arlette Farge: le parcours d'une historienne, in: Genèses, 48 (2002), septembre, S. 115–134.

## II. Gewalt-Erfahrung während und nach dem Kriege

An der sehr unterschiedlichen Einschätzung der Bedeutung der Religion für den Durchhaltewillen der Soldaten verdeutlicht werden. Während Reimann eher eine Abwendung von der institutionalisierteren Religion zu einer weniger präzisen definierten Religiosität hin beobachtet, gibt es bei den von Audoin-Rouzeau analysierten Fällen mehrere Bekehrungen im Rahmen der katholischen Kirche, was darauf hindeutet, dass diese Soldaten eher auf traditionelle Deutungsangebote zurückgreifen wollten.<sup>39</sup> Offensichtlich wurden hier zu weit reichende Schlüsse auf der Grundlage einer zu engen und zu wenig kritisch reflektierten Quellenbasis gezogen. In dieser Hinsicht erscheint mir die Arbeit von Klaus Latzel immer noch als besonders gelungen. Seine diskursanalytische Vorgehensweise basiert auf einer breiten Diskussion der Quellenbasis, die in den meisten hier besprochenen Arbeiten, nicht aus-reichend geleistet wird.<sup>40</sup>

Der Erste Weltkrieg hat in allen beteiligten Ländern etwa zehn Millionen Menschen das Leben gekostet. Deren Tod betraf in ihrer jeweiligen Heimat die enge Familie (Eltern, Geschwister, eigene Kinder), Verwandte und Freunde. Groben Schätzungen zufolge, gab es ungefähr drei Millionen Witwen und sechs Millionen Waisenkinder. Stéphane Audoin-Rouzeau versucht in einem einflussreichen Buch, den Auswirkungen dieser Kriegsverluste auf die Spur zu kommen.<sup>41</sup> Er tut dies jedoch nicht auf einer allgemeinen, nationalen Ebene (z.B. durch die systematische Analyse von Kriegedenkmälern), sondern wählt einen mikrohistorischen Ansatz. Auf 260 Seiten wird die Trauer von fünf Familien und Freunden in verschiedenen Ländern genauer erforscht. Aber dieser Ansatz hat seine Probleme: Wie der französische Historiker selbst in der Einleitung hervorhebt, ist jede Trauer individuell. Das bloße Nebeneinanderstellen dieser fünf Fälle bleibt dennoch teilweise unbefriedigend. Hinzu kommt, dass die zur Verfügung stehenden Quellen auch für eine solche Mikrostudie eher dünn gesät sind. Nichtsdestoweniger gelingt es Audoin-Rouzeau jedesmal mit einer subtilen Interpretation, Wirkungen und Konsequenzen des Todes eines Nahestehenden zu illustrieren. Dies gilt besonders für die Trauergeschichte der späteren englischen Pazifistin Vera Brittain. Unter dem Titel ‚Hinc Illae Lacrimae‘ zeigt dieses Kapitel eindrucksvoll, wie diese junge Frau, getroffen durch den Tod ihres Verlobten, ihres Bruders und eines sehr engen Freundes in eine Art Sprachlosigkeit

39 Reimann, Sprache (Anm. 18), S. 91–113; Audoin-Rouzeau, Cinq deuils de guerre 1914–1918, Paris 2001.

40 Latzel, Anm. 26).

41 Audoin-Rouzeau, deuils (Anm. 39).

keit fiel, die sich u.a. in dem abrupten Ende ihres Tagesbuches zeigte. Nach dem Krieg war sie durch Alpträume geplagt und entging nur knapp einem Nervenzusammenbruch. Noch ihre Heirat im Jahr 1924 stand stark unter dem Zeichen dieser Verluste. Ihr Mann war katholisch (wie bereits zuvor ihr Verlobter), hatte Fronterfahrung (wie ihr Verlobter und Bruder) und wäre ohne den Krieg ein Mitschüler ihres Bruders geworden. Sie heiratete auf den Tag genau zehn Jahre nach ihrer freiwilligen Meldung zur Krankenenschwester in der bezugslosen Kirche ihres Verlobten, dessen Mutter am Kirchenausgang den Brautstrauß erhielt. Die Farben der Rosen entsprachen denen, die ihr Verlobter ihr während des Krieges geschenkt hatte. Die Weigerung von Audoin-Rouzeau, diese Geschichten in einen breiteren Rahmen zu setzen, obwohl deren soziokultureller Hintergrund zumindest ansatzweise bekannt ist, kann man nur bedauern.

Ein weiterer Versuch, die Trauer der Hinterbliebenen von Gefallenen zu begreifen, ist die Arbeit der französischen Literaturwissenschaftlerin Carine Trévisan.<sup>42</sup> Im Zentrum steht dabei die Frage, wie Sprache, und zwar hauptsächlich die literarische Sprache, versucht, den unbeschreiblichen Verlust zu fassen. Sie zeigt, dass die Trauer sich nicht in einer kollektiven Erinnerung erschöpfen kann. Der (abwesende) Körper des Toten gilt als ständiger Stölpstein gegen eine mögliche Normalisierung. Der französische Historiker Olivier Faron hat seine Habilitationsschrift den vom Krieg verursachten Waisenkindern und den *pupilles de la nation* in Frankreich gewidmet.<sup>43</sup> Letzgenannte sind Kinder, deren Eltern durch den Krieg nicht mehr in der Lage waren, für sie aufzukommen. Auf der einen Seite gelingt es ihm besser als Andrea Süchtling-Hängler, die Trauer und ihre länger nachwirkenden Folgen herauszuarbeiten. Der vermisste oder verlorene Vater wird in den folgenden Monaten und Jahren oft zum Dreh- und Angelpunkt der Familiengeschichte. Einzigartig in Europa ist die Haltung des französischen Staates, der versucht, dieser Abwesenheit auf institutionellem Wege einen Sinn zu geben. Neben dem offiziellen Titel des ‚ancien combattant‘, schuf der Staat auch den des ‚orphelin‘ (u.a. Albert Camus und Paul Ricoeur) und des ‚pupille de la nation‘. Alle drei markieren eine wichtige Zäsur des französischen Sozialstaates. Ähnlich wie die anciens combattants wurden auch die *orphelins* und die *pupilles de la nation* in der Zwischenkriegszeit zu einer einflussreichen Interessengruppe in der französischen Gesellschaft, die sich politisch vom Pazifismus hin zum Féminismus entwickelte entfaltete.

- 42 Carine Trévisan, *Les fables du deuil. La Grande Guerre: mort et écriture*, Paris 2001.  
 43 Olivier Faron, *Les enfants du deuil. Orphelins et pupilles de la nation de la première guerre mondiale* (1914–1941), Paris, 2001; Olivier Faron, *Aux côtés, avec, pour les pupilles de la nation, les formes de mobilisation en faveur des orphelins de la Première Guerre Mondiale*, in: *Le monde combattant – Guerres mondiales et conflits contemporains*, 205 (2003) März, S. 15–33.

Am Körper sichtbare Verletzungen waren die wahrnehmbarsten Zeichen, welche die durch den Krieg ausgelöste Gewalt hinterließ. Der Umgang mit den ca. 20 Millionen Kriegsversehrten wurde in den letzten Jahren detaillierter erforscht. Sowohl für Frankreich wie auch für Deutschland ist (respektive wird) das Thema methodologisch innovativ in eigenen Monographien angegangen. Die Arbeiten von Sophie Delaporte<sup>44</sup> zeigen, wie die Invaliden aus ihrem anfänglichen Heroenstatus verdrängt und in eine zu vergessene Kategorie Menschen umgewandelt wurden. In beiden Ländern wurde die ambivalente Haltung gegenüber dem Krieg nach 1918 an diesen Körpern nicht nur metaphorisch, sondern ‚leibhaftig‘ fass- und fühlbar. Einerseits wurde die Kriegserinnerung hochgehalten und instrumentalisiert, um manchmal entgegengesetzte Ziele (‚Vergeltung‘ – ‚Nie wieder Krieg‘) zu rechtfertigen. Andererseits erinnerten die Kriegsinvaliden immer wieder an die Schrecken der vier Jahre. In den Teilen der Bevölkerung bzw. bei den Politikern, die in den zwanziger Jahren einen Normalisierungskurs verfolgten, bestand der Wille, diese ständige ‚Erinnerung‘ unsichtbar zu machen, aus der Gesellschaft auszuschließen. Dabei zeigt Sabine Kienitz zum Beispiel, wie Kriegsinvaliden aus dem öffentlichen Dienst herausgehalten und in bestimmten Berufen ‚ghettoisiert‘ wurden.

Während in diesen Fällen durch die visuell sichtbare Körperverletzung die Realität der pathologischen Wirkung der Gewalt nur schwer zu leugnen war, konstituierte dies beim sogenannten *shell shock* einen Teil des eigentlichen Problems. Die Studie von Peter Leese bietet nicht nur eine erweiterte Zusammenfassung der britischen Historiographie zu dem Thema, sondern unternimmt anhand von französischer und deutscher Sekundärliteratur immer wieder den gelungenen Versuch einer komparativen Analyse, in der nationale Unterschiede zwischen den Herangehensweisen sichtbar werden. In Frankreich kam es zu einer besonders schnellen Reaktion der militärischen Institutionen, die jedoch – anders als in England – die traumatische Hysterie als Ungehorsam auslegten. Andererseits hat diese Arbeit auch einen dezidiert revisionistischen Anspruch gegenüber dem derzeitigen ‚mainstream‘ der Forschung zu den Kriegespsychosen. Die bis dahin selten erlebte Feuerkraft, ermöglicht durch eine enorme Leistungsteigerung der modernen Technik, verursachte unter einigen Soldaten Reaktionen, die lange Zeit von

44

- Sophie Delaporte, *Les gueules cassées. Les blessés de face de la Grande Guerre*, Paris 1996; Sabine Kienitz hat bis jetzt einige Elemente ihres Habilitationssprojektes vorgestellt, siehe u.a. Sabine Kienitz, *Quelle place pour les héros mutilés? Les invalides de guerre entre intégration et exclusion, 14–18. Aujourd’hui – Today, 4, 2001, S. 151–167* und dies., ‚Fleischgewordenes Elend‘, *Kriegsinvaliddität und Körperbilder als Teil einer Erklärungs-geschichte des Ersten Weltkrieges*, in: Buschmann, Carl, *Erklärung von Deborah Cohen, The War Came Home: Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939*, Berkeley 2001.

dreißiger Jahren eine Monopolstellung erhält, der darin endet, dass ein Plakat aus dem Jahre 1940 einen Soldat der Wehrmacht zeigt, der drei Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, die als eine Art Geister erscheinen, entgegenruft. „Und ihr habt doch gesiegt“, das Ganze überschrieben mit „Somme – Marne – Verdun“.

### III. Folgen von Gewalttätigkeit für die Nachkriegszeit

Die Frage der Auswirkungen der massiven Gewalttätigkeit während des Ersten Weltkrieges hat europäische Kriminologen schon in der Zwischenkriegszeit intensiv beschäftigt. In seiner klassischen Studie „Krieg und Kriminalität in Deutschland“, stellte sich etwa Montiz Liepmann die Frage, ob es eine typische Kriminalität der Kriegsteilnehmer gegeben habe und welche Folgen der Krieg insgesamt auf die Entwicklung der Kriminalität ausgeübt habe.<sup>48</sup> Er glaubte nicht, dass die Tötung im Nahkampf unbedingt zu einer Verrohung der Sitten führen musste. Während die Zahl der Morde und Totschläge in der Tat nach dem Krieg zunahm, blieben die Zahlen der vorsätzlichen Körperverletzungen weit unter denen der Vorkriegszeit.

In Frankreich ist die Debatte seit kurzem wieder aktueller geworden mit der Übersetzung von George Mosses *Fallen soldiers*. In Deutschland wurde dieses Buch seit seinem Erscheinen auf Englisch rezipiert und auch kritisch diskutiert.<sup>49</sup> Die Herausgeber in Frankreich zeigen jedoch schon mit der (schwer nachvollziehbaren) Übersetzung des Titels eine gewisse Instrumentalisierung von Mosses Buch an: „Vom großen Krieg zum Totalitarismus. Die Brutalisierung der europäischen Gesellschaften“ (dazu kommt noch eine Unzahl typographischer Fehler – allein in der Bibliographie über 80 – die besonders deutsche Werke trifft). George Mosses beschäftigt sich hauptsächlich mit dem politischen Leben innerhalb der deutschen Gesellschaften und spricht keinesfalls von einer Brutalisierung in anderen europäischen Ländern. Stéphane Audoin-Rouzeau, der das Vorwort zu dieser Übersetzung geschrieben hat, scheint jedenfalls das Werk Mosses in einem breiteren Rahmen zu interpretieren und stellt ihn als eine Art Anti-Elias dar. Er schreibt Mosses sogar die Patenschaft dieser Idee zu – der Krieg brutalisiert

der Militärführung nicht ernst genommen wurden. In einer Zeit, in der psychische Krankheiten als unmannlich galten, in der Nervenstärke mit einem gesunden Volkskörper gleichgesetzt wurde, wurden die den *shell shock* begleitenden Symptome als Zeichen der Minderwertigkeit der betroffenen Soldaten angesehen. Erst langsam nahm die Militärmedizin dieses Phänomen ernst und versuchte „angepasste“ Behandlungsmethoden anzuwenden. Diese Therapien werden oft als „Modernisierung der Folter“ (Roth) dargestellt. Besonders die Häufigkeit der Elektrotherapie wird dabei hervorgehoben, die sich durch „eine besonders eindrucksvolle Brutalität“ (Delaporte) auszeichnet.<sup>45</sup> Der einfache Soldat – alle Autoren sind sich darüber einig, dass besonders in der Behandlung des *shell shocks* sehr starke soziale Differenzierungen bestanden – wird so als doppeltes Opfer dargestellt. An Hand der bislang noch nicht systematisch ausgewerteten Personalakten von *shell shock*-Patienten argumentiert Lease für Großbritannien, dass auch in den Krankenhäusern, in denen angeblich hauptsächlich die so genannte disziplinäre Methode angewandt wurde, dies nicht ausschließend der Fall war. Insgesamt erscheint die psychoanalytische Herangehensweise viel vorbereiteter gewesen zu sein. Seine differenzierte Methodik erlaubt es, die auch in anderen Werken zu beobachtende Viktimisierung des einfachen Soldaten aufzubrechen. Wolfgang Eckarts Beitrag kommt für Deutschland immer noch zu dem entgegengesetzten Fazit: Der eigentliche Feind des Soldaten war nicht mehr sein fremdes Gegenüber, sondern der deutsche Psychiater.<sup>46</sup>

Nicht der Körper, sondern der Raum steht im Mittelpunkt von Susanne Brandts Dissertation, die der Repräsentation der Westfront während und nach dem Krieg gewidmet ist.<sup>47</sup> Der westliche Kampflatz gilt bis heute immer noch als Sinnbild des massenhaften Tötens. Wie die Düsseldorf-er Historikerin aber zeigt, wurden Verwundung und Tod in der medialen Öffentlichkeit nur mittels einer geringen Anzahl immer wiederkehrender Motive visualisiert: Krankensäle mit Männern ohne sichtbare Kriegsverletzung, Lazarettparcs mit Patienten und Krankenschwestern etc. Den Umgang mit diesem Paradox in der deutschen Gesellschaft versucht die Autorin leiterweise ein gewisser Deutungsanspruch über diesen Raum in den zwanziger und

- 45 Die Argumentation von Roth wurde kürzlich noch von Ulrich Ditmann, Oskar Maria Graf, Der „Schandfleck der ganzen bayrischen Armee“, in: Uwe Schmeider / Andreas Schumann (Hrsg.), *Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne*, Würzburg 2000, S. 293-307 übernommen. Auch Sophie Delaporte, *Les réponses thérapéutiques*, 14-18, *Aujourd'hui – Today*, 3, 2000, S. 37-55 räumt den auf Zwang basierenden Methoden einen breiten Platz ein, ohne allerdings deren Ausmaß näher zu quantifizieren.
- 46 Wolfgang U. Eckart, (Ann. 15).
- 47 Susanne Brandt, *Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum: Die Westfront 1914-1940*, Baden-Baden 2000.

- 48 Montiz Liepmann, *Krieg und Kriminalität in Deutschland*, Stuttgart / u. a. 1930. In derselben Reihe, herausgegeben von der Carnegie-Stiftung, gibt es eine ähnliche Studie von Exner über Österreich. In verschiedenen europäischen Kriminologen-Zeitschriften wurden die Diskussion über die gesamte Zwischenkriegszeit hin geführt.
- 49 George L. Mosses, *Fallen soldiers. Reshaping the Memory of the world wars*, Oxford, 1990. Auf Französisch wird daraus: George L. Mosses, *De la Grande Guerre au totalitarisme. La brutalisation des sociétés européennes*, Paris 1999. Vgl. als historiographische Einordnung der Arbeiten von Mosses: Benjamin Ziemann, *Front und Heimat: ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997, S. 13 f.

dessen Teilnehmer –, obschon diese These schon seit längerer Zeit, besonders unter Exillithistorkern, zu einem weit verbreiteten Topos geworden ist, Benjamin Ziemann hat in einem komparativen Ansatz seine Kritik an der These einer Brutalisierung der deutschen (und französischen) Kriegsteilnehmer, die schon in seiner Doktorarbeit über das ländlich-katholische Bayern im Mittelpunkt stand, weiter entwickelt.<sup>50</sup> Er findet auch außerhalb des von ihm näher studierten Milieus keine Indizien, die diese Behauptung stützen. Sowohl für Anhänger der SPD wie der KPD stellte die Kriegserfahrung keine Zäsur dar. Besonders sozialdemokratische Arbeiter verarbeiteten diese Erfahrung „in den tradierten Formen und Grenzen des sozialistischen Milieus und damit in einer historischen Kontinuität“ (S. 64). Im Vergleich mit der französischen Gesellschaft sieht er „wichtige Übereinstimmungen“ (S. 73). Allerdings berücksichtigt Ziemann verschiedene soziale Gruppen nicht hinreichend, die seiner These eher widersprechen könnten. In dem kürzlich erschienenen Sammelband mit dem Titel „Der verlorene Frieden“, der sich durch seine internationale Ausrichtung auszeichnet, untersucht ein Beitrag von Patrick Krassmitzer eine von Ziemann nicht besprochene Gruppe.<sup>51</sup> Er stützt sich dabei auf die 600 von Theodor Abel 1934 gesammelten Autobiographien von SA-Mitgliedern. Der Vorwurf, diese Zeugnisse wären wertlos, da mit Hilfe des NS-Propagandaministeriums geschrieben, erscheint dem Autor als unerheblich, „wenn die Autobiographien als Synthese von biographischer Lebenskonstruktion und mythischen Selbstpräsentationsdiskursen begriffen werden“ (S. 129). Dabei ist zu bemerken, dass Krassmitzer bei dieser an sich eher marginalen Gesellschaftsgruppe ebenfalls keinen homogenen Brutalisierungseffekt beobachtet: „Lebenskonstruktionen, die dem kampffixierten, entfremdeten Frontthemenkehrer der individualpsychologischen Brutalisierungstheorie entsprechen“ (S. 145), sind eher die Ausnahme als die Regel. Es sind oft erst die Nachkriegssituation und die innenpolitische Abgrenzung vom Sozialismus und Bolschewismus gewesen, die zu einer weiteren Radikalisierung dieser Gruppe führten. Für Christian Ingrao war dagegen die fehlende geistige Demobilisierung in der Nachkriegszeit bestimmend für die Radikalisierung zahlreicher deutscher Studenten. An-

- 50 Benjamin Ziemann, Das ‚Frontierlebnis‘ des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich, in: Hans Mommsen (Hg.), Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik, Köln/u.a. 2000, S. 43-82.
- 51 Patrick Krassmitzer, Die Geburt des Nationalsozialismus im Schützengraben. Formen der Brutalisierung in den Autobiographien von nationalsozialistischen Frontsoldaten, in: Dülffer / Krumeich (Anm. 24), S. 119-148. Neben zahlreichen Beiträgen über Deutschland findet man auch Artikel über Frankreich, Italien, England und die Sowjetunion

hand zahlreicher von Werner Best geschriebener Autobiographien unterstreicht er die Bedeutung von dessen Kriegserfahrung als Kind. Ingrao zufolge berücksichtigt Ulrich Herbert in seiner Biographie die *culture de guerre*, in der Best aufwächst, nur unzureichend, auch wenn er mit den Grundtendenzen von Herberts Arbeit übereinstimmt. Das Engagement von Best in mehreren nationalalistischen Gruppierungen ist demnach ohne den Tod seines Vaters während des Krieges nicht zu verstehen. Dieser hatte ihm einen Brief hinterlassen, in welchem er seinen damals elfjährigen Sohn aufrief, den Kampf weiterzuführen. Inwieweit diese Einzelbiographie als exemplarisch anzusehen ist, werden weitere Arbeiten zeigen müssen.<sup>52</sup>

Inwieweit auch die Erfahrungen der ‚Heimatfront‘ als längerfristig gewaltfördernd anzusehen sind, bleibt nach dem ansonsten hervorragenden Buch von Belinda Davis noch offen. Die Autorin kommt in dieser Hinsicht am Ende ihrer Studie zwar zu sehr weit reichenden Schlussfolgerungen – „the horrors of the homefront experience as well to that, albeit very different, of the battlefront“ (S. 243) – die Problematik der Langzeitfolgen wurde im Zuge der Arbeit also nicht wirklich analysiert. Festzuhalten bleibt aber, dass der von den meisten Autoren auf physische Gewalt eingeschränkte Begriff in der Tat den größten Teil der Kriegserfahrungen der Berliner Frauen ausschließt.

In zwei anderen neueren Werken, die sich der deutschen Nachkriegszeit widmen, wird die These der Brutalisierung explizit angesprochen. Dirk Schwannns Arbeit fragt „nach den Ursachen und Wirkungen der politischen Gewalt in der Weimarer Republik“.<sup>53</sup> In einer Fallstudie zur preußischen Provinz Sachsen präsentiert der Autor eine detaillierte Analyse, wie die beiden extremen Flügel des politischen Lebens versuchten, den öffentlichen Raum für sich zu beanspruchen. Dabei wurden gewaltsame Straßenkonflikte als legitimes Mittel angesehen. In seiner Studie kommt er immer wieder auf die Frage zurück, in wieweit eine mögliche Brutalisierung durch den Krieg als Erklärungsmuster herangezogen werden kann. Er schließt nicht aus, dass der Fronteinsatz einen brutalisierenden Effekt auf Soldaten gehabt haben kann. Allerdings stellt sich die Frage, welche Folgen sich aus dieser Erfahrung für die Nachkriegszeit ergeben. Die Mehrheit der Frontkämpfer trug nicht zur „Vergesellschaftung der Gewalt“ (Michael Geyer) in der Zwischenkriegszeit bei. Landesjägerkorps, Einwohnerwehren, Reichswehr und Schutzpolizei legten eher ein „maßvolles Verhalten“ an den Tag. Die wenigen „Gräueltaten“ in den Jahren 1920 und 1921 wurden vor allem durch ehe-

- 52 Christian Ingrao, Etudiants allemands, mémoire de guerre et militantisme nazi: étude de cas, 14-18 – Aujourd’hui – Today-Heute, 5 (2002), S. 55-71. Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996.
- 53 Schwannn, Gewalt, (Anm. 9), S. 11.

gesetzten Ergebnis. Unter den von ihm untersuchten Squadristen stellten die Kriegsteilnehmer eine knappe Mehrheit. Dabei fällt auf, dass bei vielen dieser Squadristen von einer aktiven, „intensiven“ Frontterfahrung ausgegangen werden kann (S. 372-373). Er zieht in seinem Buch auch einen interessanten Bogen zwischen einer Geschichtsschreibung, die sich mit der politischen Gewalt beschäftigt und den Methoden der Historischen Kriminalitätsforschung. Die Auswertung von in der Zwischenkriegszeit angefertigten Statistiken (Kriminalitätsziffern für Mord, Totschlag etc.) verbunden mit einer qualitativen Analyse von Gerichtsakten könnte sich insgesamt als einer der fruchtbarsten Wege erweisen, um die Frage zu beantworten, wie sich das Gewalthandeln im Krieg auf die Nachkriegszeit ausgewirkt hat.

Auch in anderen europäischen Ländern ist die Antwort auf diese Frage nicht ausdiskutiert. Annette Becker und Stéphane Audoin-Rouzeau gehen davon aus, dass zumindest auch die Sowjetunion in das von Mosses entworfene Schema passt; die Gewaltterfahrungen des Ersten Weltkrieges stellen für die französischen Historiker eine der Grundlagen des Totalitarismus in Europa dar.<sup>56</sup> Anhand der begrenzten hier besprochenen Literatur ist darauf zu verweisen, dass die Meinungen darüber noch stark divergieren. Für Dittmar Dahlmann etwa überwiegen die Kontinuitäten.<sup>57</sup> Gewalt war in Russland spätestens seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts „ein legitimes Mittel der politischen Auseinandersetzung“ (S. 91). Nicht der Erste Weltkrieg, sondern der darauf folgende Bürgerkrieg gilt ihm als weitere Radikalisierungstufe in der Gewaltanwendung. Dabei spielte „der äussere Feind als ein Feindbild nur eine geringe Rolle“ (S. 93). Die russische Gesellschaft erscheint als eine nach dem Ersten Weltkrieg „brutalisierender“ als der Weltkrieg selbst. Den Verbindungen zwischen den beiden Kriegen widmet der Autor leider keine besondere Aufmerksamkeit. Deshalb erscheint die Herangehensweise Nicolas Werth auf dem ersten Blick aussichtsreicher.<sup>58</sup> Der französische Historiker wählt den Blick „von unten“, Dabei kommt dem riesigen russischen Heer von ca. zehn Millionen Männern in Waffen eine besondere Bedeutung zu. Sich explizit auf Mosses Brutalisierungskonzept beziehend, wirft er die Frage auf, wie die Gewaltterfahrung der Soldaten mit jener der Bauern in ei-

- 56 Die beiden gehen davon aus, dass eine Verbindung zwischen der Erfahrung des Ersten Weltkrieges und der Entstehung des Totalitarismus besteht, „Hien sans lequel toute analyse du communisme soviétique et du national-socialisme allemand reste insatisfaisante“ Audoin-Rouzeau, Becker, 14-18, (Amm, 11), S. 48-49.  
 57 Dittmar Dahlmann, Krieg, Bürgerkrieg, Gewalt. Die Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges und des Bürgerkrieges in der russischen Emigration und in der Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit, in: Dülffer/Krummich (Amm, 25), S. 91-100.  
 58 Nicolas Werth, Les déserteurs en Russie: violence de guerre, violence révolutionnaire et violence paysanne (1916-1921), in: Audoin-Rouzeau/u.a., violence (Amm, 12), S. 99-116.

mahlige Baltikumskämpfer ausgeübt (S. 359). Diese repräsentierten jedoch nur einen kleinen Teil der deutschen Soldaten. In diesem Zusammenhang ist auf eines der wenigen Bücher zu verweisen, welches der Ostfront gewidmet ist. Vjas Gabriel Ljulievicuis widmet den Baltikumkämpfern ein eigenes Kapitel, das den aussagekräftigen Titel ‚Freikorps madness‘ trägt.<sup>54</sup> Demzufolge war Gewalt eines der Grundelemente der Identität dieser Truppen, die nicht nur aus ehemaligen Frontkämpfern, sondern auch aus Studenten bestanden. Ihre Brutalität war jedoch weniger Folge der Erfahrung von direkten Auseinandersetzungen mit Soldaten des Zaren bzw. der ‚Roten Armee‘, sondern Ergebnis einer neuen Raumerfahrung, eines Raumes, der sich durch eine „Threatening, overwhelming foreingness“ (S. 240) auszeichnete. Diese Idee – der bedrohlich unzivilisierte Raum im Osten – durchzieht das ganze Buch wie ein roter Faden. Obschon er darauf hinweist, dass die Verluste an der Ostfront noch größer waren als an der Westfront (S. 22), glaubt Ljulievicuis, dass die eigentliche Gewaltterfahrung nicht auf einer physischen, sondern eher auf einer psychischen Ebene liegt. Im Osten war es „the fight against invisible enemies of boredom and alienation, losing oneself in the landscape“ (S. 135), was bedrohlich wirkte. Das Weiße, das Unkontrollierbare wird hier als Gewalt erfahren. Diese Raumerfahrung konnte als eine „hidden legacy“ (S. 1) die Nachkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg bestimmen, so Ljulievicuis.

Sven Reichardts Doktorarbeit über faschistische Kampfbrände in Deutschland und Italien geht auch auf die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges entstandenen Historiographie beimfluss, in welcher der Soldat allein in der Rolle des Objektes, des Opfers erscheint, nicht jedoch als handelndes Subjekt. Seines Erachtens spielte die unmittelbare Kriegserfahrung bei der SA nur eine sehr geringe Rolle. Denn zu dem Zeitpunkt, an dem die Schutzabteilungen einen bedeutenden Platz in der politischen Auseinandersetzung einnahmen, setzten sich diese bereits nicht mehr aus der Frontkämpfergeneration zusammen, sondern aus der Kriegsjugend- und Kriegskindergeneration, „die den Ersten Weltkrieg heroisierte“ (S. 374). Nicht so sehr die Kriegserfahrung an sich als ihre Verarbeitung in der Nachkriegszeit war für die Kampfbrände demnach bestimmend. Diese Generation der ‚Kriegskinder‘ wurde eher durch die ökonomische Krise und die damit einhergehende Perspektivlosigkeit, durch einen nicht erfüllten Erwartungshorizont ‚brutalisiert‘ als durch die Kriegserfahrung. Während Reichardt deshalb Mosses These für Deutschland eher ablehnt, kommt er für Italien zu dem entgegen-

- 54 Vjas Gabriel Ljulievicuis, War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity and German Occupation in World War I, Cambridge 2000, 2001.  
 55 Sven Reichardt, Faschistische Kampfbrände, Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und in der deutschen SA, Köln 2002.

konstitutive Element der Gewalt für den Krieg schon seit längerer Zeit immer wieder thematisiert, auf einer breiteren Ebene aufgenommen. Von einer Tabuisierung dieses Themas kann immer weniger die Rede sein, eher von einem gegenteiligen Phänomen: Das Wort ‚Gewalt‘ kommt fast in jedem Beitrag über den Ersten Weltkrieg vor.<sup>60</sup> Es bleibt jedoch weiterhin offen, wie sich die Gewalttätigkeiten, mit denen die meisten Menschen während des Krieges mehr oder weniger direkt konfrontiert waren, auf ihr alltägliches, normales auswirkten. Tod, Verletzung oder Trauer waren in der Tat nicht die einzigen und vielleicht oft auch nicht die entscheidenden Erfahrungen dieser Periode. In einigen Beiträgen kommt es m.E. zu einer Überbewertung des Konzeptes, das weder die Kriegs- noch die Nachkriegsgesellschaft allein zu erklären vermag.

2) Besonders in Frankreich ist die Debatte teilweise so stark durch institutionelle Machtkämpfe über den Zugang zu Medien und die akademische Deutungshoheit geprägt, dass nuancierte Darstellungen oft polemischen Auslegungen weichen.

3) Solange nicht eine ernsthafte Diskussion über die trennscharfe Konzeptualisierung des Phänomens ‚Gewalt‘ geführt wird, wie dies in den letzten Jahren mit dem Begriff der ‚Erfahrung‘ geleistet wurde, scheint eine wissenschaftlich solide Operationalisierung dieses Leitbegriffes nicht möglich. Dafür gibt es jedoch außerhalb der eigentlichen Kriegsgeschichte genügend Theoretiangebote und Diskussionsforen. Die Kriegsgeschichte beschränkt sich dagegen noch oft auf eine flokelhafte Benutzung des ‚Terminus und reflektiert die Problematik des Begriffes nur unzureichend oder unkritisch.<sup>61</sup>

4) Die am Anfang erwähnte Internationalisierung des Forschungsfeldes ist sicherlich ein Desiderat der meisten Forschungsprojekte, doch kommt diese oft über symbolische Ebene nicht heraus. Ein erhellendes Beispiel dafür ist die Rezeption des Werkes *Fallen Soldiers* von George Mosse. Für die britische Geschichtsschreibung scheint sich hier überhaupt kein Problem zu stellen. Die jeweiligen deutschen und französischen Debatten werden im respektiven Nachbarland kaum aufgenommen. Dies zeugt von der Schwierigkeit, diese nationalen Historiographien miteinander zu verbinden, obwohl entsprechende Foren seit langem bestehen (Centre Marc

60 Diese Aussage kann vielleicht teilweise relativiert werden durch die Auswahl der hier besprochenen Werke, die sich spezifisch an ein universitäres Publikum richten. Nur drei weitere Hinweise, für die Militärgeschichte: Julia Nowosadko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002, S. 192-199; für die Historische Kriminalitätsforschung: Gerd Schwerhoff, Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung, Tübingen 1999, S. 112-130 und für die Soziologie: Birgitta Nedelmann (Hg.), Soziologie der Gewalt, Wiesbaden 1997.

ne ‚revolutionäre Gewalt‘ (S. 101) zusammenfassen konnte. Er stellt fest, dass die meisten Aufstände in den ländlichen Gebieten sehr wohl von der kalen Bevölkerung getragen, jedoch von zurückkehrenden Soldaten angestachelt wurden. Werth zufolge kommt es zu einem „processus de diffusion des violences sociales à partir des zones de violences militaires (...) de contamination de l'arrière“ (S. 99). In diesem Zusammenhang entsteht jedoch ein Widerspruch, der vom Autor nicht reflektiert wird. Die Gruppe beimkehrender Soldaten bestand zum größten Teil aus Deserteuren. Aber genau diese, folgt man den Überlegungen von Werth, stammen eben nicht aus den Teilen der Armee an der Front, wo der Prozentsatz der Deserteur relativ niedrig war, sondern aus den im Hinterland stationierten Truppen. Diese waren jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht direkt mit der Frontgewalt konfrontiert. Eine Antwort auf die Frage, warum genau diese Soldaten desertierten und dann zu einem Auslöser für extreme Gewalt wurden, liefert der Beitrag nicht.

Außerhalb des Historikerkreises um das Historial in Péronne stößt George Mosses Brutalisierungstheese auch im französischen Raum eher auf Ablehnung. Sogar in der vom Historial herausgegebenen Zeitschrift „14-18“ bleibt die Rezension von *Fallen Soldiers*, geschrieben vom französischen Nestor der Ersten Weltkriegsforschung, Jean-Jacques Becker, eher kritisch. Der französische Historiker wehrt sich nicht nur gegen eine Generalisierung dieses Konzeptes auf alle europäischen Gesellschaften, wie es der übersetzte Titel vermuten lässt, sondern fragt sich auch, ob es auf die deutsche Gesellschaft übertragbar ist. Aber besonders für den französischen Raum wird die These offen abgelehnt. Dabei wird immer wieder auf die Arbeiten von Antoine Prost Bezug genommen, der gezeigt hat, wie stark die ‚anciens combattants‘ vom Pazifismus geprägt waren.<sup>59</sup>

#### IV. Thesen und Desiderate

Die hier besprochenen Monographien und Sammelbände stellen nur eine Auswahl aus einer großen Anzahl von Büchern, die allein in den letzten zwei Jahren zu dem Thema der Gewalttätigkeiten im Ersten Weltkrieg erschienen sind. Insbesondere der angelsächsische Raum ist dabei sicherlich zu kurz gekommen. Trotzdem erscheint es sinnvoll, (eine vorläufige) Bilanz zu ziehen.

1) Die Gewalttätigkeiten als Teil der Kriegsgeschichte zu sehen, scheint heute in den meisten europäischen Historiographien akzeptiert zu sein. Damit wird eines der Kernthemen der Historischen Friedensforschung, die das

59 Die Rezension von Jean-Jacques Becker der französischen Ausgabe von *Fallen Soldiers* findet sich in „14-18“, 4 (2001), S. 215-218.

Bloch – Berlin, Deutsches Historisches Institut – Paris und *Mission historique* – Göttingen).

5) Abschließend bleibt festzuhalten, dass die Mehrheit der Teilnehmer an der Debatte über die Folgen des Krieges, die hier spezifischer anhand der Brutalisierungsthese diskutiert wurde, dazu neigt, nicht die Gewalttätigkeit während des Krieges als bestimmenden Faktor anzusehen. Vielmehr werden die Interpretationen der Kriegserfahrung in der Nachkriegszeit und die teilweise durch den Krieg bedingten politischen und sozio-ökonomischen Faktoren herangezogen, um die relative Gewalttätigkeit bzw. Neigung zu totalitären Bewegungen in den einzelnen Gesellschaften zu erklären. Das Ende des Ersten Weltkrieges, so scheint es, ist fundamental durch die Offenheit der möglichen Entwicklungen charakterisiert. Ob es einen direkten Zusammenhang zwischen Gewalttätigkeit und Gewalttätigkeit gab, bleibt weiterhin ein Desiderat der Forschung.

#### Liste der zum vorstehenden Literaturbericht herangezogenen Werke:

- Susanne Brandt, Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum: Die Westfront 1914–1940, Baden-Baden, Nomos Verlagsanstalt, 2000, 267 S., 34,- Euro.
- Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn, Schöningh, 2001, 275 S., 41,- Euro.
- Roger Chickering, *Imperial Germany and the Great War, 1914–1918*, Cambridge, Cambridge University Press, 1998, 227 S., 17,70 Euro.
- Roger Chickering, Stig Förster (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*, Cambridge, Cambridge University Press, 2000, 531 S., 59,- Euro.
- Dittmar Dahlmann (Hg.), *Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution*, Paderborn, Schöningh, 2000, 226 S., 28,- Euro.
- Belinda J. Davis, *Food, Politics and Everyday Life in World War I Berlin. Home Fires Burning*, Chapel Hill/London, The University of North Carolina Press, 2000, 349 S., 58,96 Euro.
- Jost Dülffer / Gerd Krumeich (Hg.), *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen, Klartex, 2002, 344 S., 34,- Euro.
- Karen Hagemann, Stefanie Schüller-Springorum (Hg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt/Main, Campus, 2002, 399 S., 45,- Euro.
- John Horne, Alan Kramer, *German atrocities 1914. History of Denial*, New Haven/London, Yale University Press, 2001, 608 S., 39,93 Euro.
- Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn, Schöningh, 2000, 359 S., 44,- Euro.
- Peter Leese, *Shell Shock. Traumatic Neurosis and the British Soldiers of the First World War*, Hampsire, Palgrave – Macmillan, 2002, 229 S., 49,12 Euro.
- Anne Lipp, *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2003, 354 S., 45,- Euro.
- Vejas Gabriel Lulievicius, *War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge, Cambridge University Press, 2000,

309 S., ca 55,13 Euro.

Pierre Miquel, Les Poilus, Paris, Plon, 2000, 508 S., 22,71 Euro.

Arbert Reimann, *Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges*, Essen, Klartex, 2000, 311 S., 39,90 Euro.

Uwe Schneider, Andreas Schumann (Hg.), *Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 2000, 313 S., 35 Euro.

Jeffrey Verhey, *Der Geist von 1914' und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg, Hamburger Edition, 2000, 416 S., 30 Euro.